



Einführung Heather Sheehan
Kunstverein Oerlinghausen
2. September 2012

Ein gutes Maß an Irritation, Neugier, auch Verunsicherung kann ein recht guter Schlüssel sein, um Türen zum Sehen aufzuschließen. Wir haben das hier schon oft erfahren dürfen. Ob sich dann allerdings Räume öffnen für ein unmittelbares Erleben von und mit Kunst, bleibt immer noch dahingestellt, ist auch abhängig von der Akzeptanz des Einzelnen. Helfen können neben dem spontanen Eindruck objektive Kriterien, und um die muss man sich bemühen.

Als Fred Schierenbeck und ich die Ausstellung von Heather Sheehan im Museum Beckum sahen, haben mich zuerst die Zeichnungen und Aquarelle dieser Künstlerin tief berührt: diese langhalsigen Kopfblüten, die aus der Unterkante des Blattes in den leeren Bildraum wachsen und die umgebende Fläche noch weißer, noch entleerter scheinen und die eindringliche Präsenz fast dinghaft hervortreten lassen. Menschliche Antlitze, die mich an die Körper- und Seelenlandschaften und Selbstbefragungen der Maria Lassnig erinnern, Österreichs bedeutendste Künstlerin der Jetztzeit. Natürlich ist dieser Vergleich lediglich erste Reaktion, aber sie kann helfen durch die Definition des Besonderen bei Heather Sheehan.

Ihre ganz eigene Handschrift wird schnell deutlich. Sie verzichtet ganz auf expressiv-aktive, weiterausgeführte Körperlichkeit und auf Requisiten, die Lassnig gern mit in Szene setzt. Sheehan komponiert eine Physiognomie aus Farbflecken und Schlieren, die sich innerhalb des Konturs fast zu abstrakten Flächen auflösen, wären da nicht die vertrauten Details, die so verstörend und so fordernd gesetzt sind.

In oszillierender Farbigkeit von fast morbide wirkenden Farbwerten manifestiert sich in diesen gedehnten und überlängten Hals- Gesichtern ein Gegenüber, ein forschender Blick auf den Betrachter, auf das Außen aus dem Innen, aus dem Selbst.
Diese Porträts sind Menschenbildnisse von großer Eindringlichkeit.

Ganz bewusst komme ich erst jetzt auf den monumentalen Mittelpunkt der Ausstellung, weil ich die Konfrontation wie die Kommunikation der Arbeiten untereinander so voller Spannungen erlebe. Und wie groß ist jetzt der Unterschied zum Antlitz des großen Freundes. Hat er überhaupt ein Gesicht? Nach dem ersten Augenschein möchte man das spontan bejahen.

Da sind Sehschlitze, in denen die Farbe des Himmels zu Eis gefroren ist. Der Mund ist nicht so sehr durch die Form, als vielmehr durch die Platzierung im Kopfoval und durch das kräftige Rot als solcher benennbar. Ein Wulst in der Mitte markiert die Position der Nase. Alles Zitate von physiognomischen Merkmalen, denen aber alles Menschliche zu fehlen scheint, was man von den

Kopf- Blättern bei aller Verfremdung eben nicht sagen kann.

Und doch sind es natürlich Gesichter beim großen wie beim kleinen Freund, aber im Gegensatz zu den Zeichnungen sind sie ohne Regung, weder freundlich, noch feindlich, weder neugierig noch fordernd, sondern in sich gekehrt und distanziert. Daran ändert auch der körperhafte Unterbau aus ebenfalls zitierten Gliedmaßen nichts.

„Ich bin für eine Kunst“, und jetzt zitiere ich einmal, nämlich Claes Oldenburg, „die das Menschliche imitiert, die komisch ist, falls nötig, oder gewalttätig oder was sonst gerade notwendig ist.“

Es ist wieder nicht unbegründet, dass ich Oldenburg, den eigenwilligen schwedischen Künstler, der in Amerika lebt, erwähne. Der weiche, übergroße Freund von Sheehan stellt für mich durchaus eine, wenn auch nur vorläufige Verbindung her zu den Arbeiten dieses Künstlers, mit allen Risiken eines solchen Vergleichs. Auf der 7. documenta hat er eine überdimensionierte Spitzhacke in das Ufer der Fulda geschlagen, vielleicht erinnert sich der eine oder andere und weiß, wen ich meine.

Seit 1966 hat Oldenburg banale Dinge, Haushaltsgeräte, Lebensmittel, Waschbecken wie Riesenspielzeug vergrößert und zwar in einer harten und in einer weichen Version. Neben diesen zerfließenden soft sculptures entstanden auch Ghosts, d.h. Versionen aus weißem Stoff, eine Gegenrealität, um die eigene bewusst zu machen.

Hier hört jedoch die äußere Verbindung auf, die mir aber in den formalen und stofflichen Verwandtschaften wichtig ist, weil sich die ganz und gar eigenwilligen Formulierungen einzelner Künstler in der Zusammenschau zu einem vielschichtigen Netzwerk knüpfen lassen, das die Kunst unserer Zeit ausmacht, der es darum geht, wie Oldenburg notierte, „ein neues Verhältnis zur Wirklichkeit und die Bewußtmachung von Realitäten mit künstlerischen Mitteln“ zu schaffen.

Heather Sheehan beherrscht diese Mittel, sie macht sie sich für ihre Ideen dienstbar, und die münden nicht in eine Deformation von Banalitäten mit gesellschaftskritischem Ansatz, sondern wurzeln in humanistischen Grundsätzen. „Beings“ nennt sie ihre vorbildlosen Geschöpfe, Seiende, und darin liegt- wenn man so will- das Ziel ihrer Arbeiten begründet.

Ihre soft figures stehen für ein festes Konzept. Sie fallen nicht zusammen, sie bewahren Haltung, ruhen in ihrem Schwerpunkt und- entgegen dem ersten Eindruck- emanzipieren sie sich vom menschlichen Vorbild in einer eigenen Körperlichkeit. Das Volumen ist zu massiger Präsenz, zu Monumentalität gesteigert, die uns vertrauten Größenordnungen – und dazu gehört auch der kleine Freund im umgekehrten Verhältnis- sind außer Kraft gesetzt und damit auch gängige Bedeutungshierarchien.

Der intensive Dreiklang der Farben weiß, rot, blau schafft eine zusätzliche Ebene von rein artifizieller Existenz, die zwischen den natürlichen Seinsformen Leben und Tod von der Künstlerin eingerichtet wurde.

Das formale Un-Verhältnis kontrastiert mit dem weichen Material der stofflichen, schneeweißen Hülle.-- Heather Sheehans Figuren sind keine Kuschelwesen, trotz der Verführung durch die flauschige Oberfläche. Bei aller Verwandtschaft zur menschlichen Physiognomie ist Identifikation schwer möglich, ebensowenig wie eine freundschaftliche Beziehung, es sei denn der Wesen untereinander. Der Betrachter bleibt ausgeschlossen.

Die vertraute Bezeichnung „Freund“ scheint für ihn nicht zu gelten.

Die „Freunde“ sind Fremde, Andere, Andersgeartete, Andersartige, ein Wort mit Negativsteigerung, in dem das Abartige und Entartete schon mitklingt. Selbst wenn sich der Betrachter zurücknimmt und in den Kreis der gezeichneten Porträts stellt, die ihrerseits die Freundwesen zu Mustern scheinen, fühlt er seine Außenseiterposition, ist auch da nicht zugehörig. Und das ist das Eigenartige. Der Betrachter steht in dieser Versammlung im Abseits und das wirft ihn auf sich selbst zurück, zwingt ihn zur Definition seines eigenen Standorts.

Bei Heather Sheehan muss man die ästhetisch-formale Diktion lesen lernen, dem optischen Eindruck zunächst einmal misstrauen, dann immer wieder die Zeichnungen hinzunehmen, die wie immateriell wirken gegenüber den Raum verdrängenden Volumen der Freunde, die hier in der historische Synagoge sich so Platz greifend, aber geradezu selbstverständlich und ganz verinnerlicht niedergelassen haben.

Die Dualität der technischen Aspekte im Werk Sheehans, des Materials, der unterschiedlichen Arbeitsweisen, wird aufgehoben im Sujet, das dem Eigenwert des Individuums und dem Respekt verpflichtet ist.

Gisela Burkamp